



St. Ursula Schule Hannover

Essay

Die Beziehung von Glaube und Wissenschaft:
Eine symbiotische Perspektive

verfasst von

Emilia Charlotte Renz

Leistungskurs Religion

Kurstufe 13

Abgabetermin: 30.09.2023

Zeichen: 9400

Die Beziehung von Glaube und Wissenschaft: Eine symbiotische Perspektive

1. Einleitung: Glaube und Wissenschaft im Spannungsfeld

„Atheismus ist fast immer ein Zeichen für eine gesunde geistige Unabhängigkeit und sogar für einen gesunden Geist.“¹

Dieses Zitat des englischen Evolutionsbiologen und Religionskritikers Richard Dawkins spiegelt nicht nur dessen weitreichende Ablehnung der Religion gegenüber wider, es vermag vielleicht sogar die Einstellung zusammenzufassen, welche nicht wenige Deutsche heutzutage dem religiösen Glauben gegenüber pflegen. Immerhin bezeichnet sich gut ein Viertel der Deutschen laut Statistiken im Jahr 2020 als „nicht gläubig“ oder „Atheisten“². Dafür gibt es viele Gründe. Nicht selten entsteht jedoch gerade in meinem persönlichen Bekanntenkreis das Gefühl, man „brauche“ die Religion nicht mehr, verkörpere sie doch eine „veraltete“ oder gar „überholte“ Weltanschauung. Liefere Religion nicht schließlich nur verstaubte Antworten auf Fragen, die die Wissenschaft schon längst erklären kann? Ist es nicht geradezu unmöglich, an einen Gott zu glauben, wenn man die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaften ernstnimmt?

Tatsächlich findet sich einer der größten Konflikte zwischen Theologie und Naturwissenschaften nur einige Seiten unter dem Buchdeckel der Bibel: In der Schöpfungsgeschichte in Genesis 1. „Am Anfang erschuf Gott Himmel und Erde“³ steht dort recht prominent geschrieben. Etwas pragmatischer tritt da die kosmologische Theorie des Urknalls auf, welche besagt, die Welt sei vor 14 Milliarden Jahren aus einer Explosion komprimierter Energie entstanden. Der Widerspruch beider Aussagen erscheint evident, doch ist er zugleich unausweichlich?

Einen zweiten Konfliktpunkt liefert die Gegenüberstellung der Evolutionstheorie nach Darwin und den Schöpfungsgeschichten aus Genesis 1 und 2-3. Auf den ersten Blick scheinen auch diese sich resolut auszuschließen.

Im Folgenden werde ich auf die bereits formulierten Fragen eingehen, den evidenten Konflikt der biblischen Schöpfungsgeschichte im Zusammenhang mit evolutionstheoretischen Erkenntnissen untersuchen und nicht zuletzt auch hinterfragen, ob und inwiefern sich Glaube und Naturwissenschaften ausschließen müssen.

2.1 Die Schöpfungsgeschichten – Historische Erzählungen oder Glaubensgeschichten?

„Am Anfang erschuf Gott Himmel und Erde.“³ Dieser Vers eröffnet das Alte Testament der Bibel. Es folgt die Schöpfungsgeschichte aus Genesis 1, die in 31 Versen beschreibt, dass Gott die Erde in sechs Tagen erschuf, mitsamt der Natur, der Tiere und dem Menschen. Soweit das rein textliche Verständnis dieses Kapitels. Nun liefern die modernen Naturwissenschaften wie z.B. die Physik und die Evolutionsbiologie einen anderen, wissenschaftlich belegten, Ablauf der Ereignisse. Ist die biblische Schöpfungsgeschichte also hinfällig?

¹ „Der Gotteswahn“, Richard Dawkins, 2007, S.15.

² „Soziale Situation in Deutschland – Religion“ Bpb, 2020.

³ „Die Bibel“ Einheitsübersetzung, 2016.

Eine Antwort darauf liegt im tieferen Verständnis der Schöpfungsgeschichten sowie der Bibel als ganzer Schrift. Die Bibel selbst ist eine Sammlung aus Büchern und Erzählungen, welche aus einer Glaubensperspektive heraus verfasst wurden.

Sie erhebt keinen Anspruch auf historische Akkuratessse und liegt jenseits der historisch fassbaren Geschichte. Christinnen und Christen haben sie im Glauben an Gott und später Jesus Christus verfasst und verarbeiteten ihre eigenen Interpretationen sowie individuelle Glaubenserfahrungen in der Schrift. Die Bibel also als historisches Sachbuch zu verstehen, ohne sich die Glaubensperspektive dahinter bewusst zu machen, kann, meiner Meinung nach, das Bibel- und Gottesverständnis fatal verfälschen.

Auf die Schöpfungsgeschichten aus Genesis 1 und 2-3 angewandt bedeutet dies, dass es sich um eine Auseinandersetzung der Beziehung zwischen Gott und der Schöpfung, besonders der von Gott und den Menschen, handelt. Dazu kommt, dass allein die Existenz zweier verschiedener Schöpfungsgeschichten bereits als Indiz dafür angesehen werden kann, dass es sich bei ihnen nicht um historische Erzählungen handelt. Erich Zenger, Theologe und Bibelwissenschaftler, äußerte sich in einem seiner Werke wie folgt zum Konflikt von Evolution und Schöpfung: „Die Bibel beschreibt keine Naturgeschichte und liefert kein Schöpfungsprotokoll ab, sondern sie bezeugt uns die Liebe Gottes zur Erde und sie will uns aufmerksam machen auf das, was unsere Erde und unser Mensch-Sein bestimmt und auszeichnet.“⁴ Es handelt sich also um eine zeitlose Botschaft, dass Gott die Welt liebt und erhält, und dass sie kostbar und schön ist.

Wenn man die Schöpfungsgeschichte auf diese Art und Weise versteht, entfällt ihre historische Konkurrenz mit der naturwissenschaftlichen Evolutionstheorie und es geht hervor, dass eine Koexistenz, ja vielleicht sogar eine Symbiose beider Ansichten möglich erscheint.

2.2 Gott und die Grenzen der Empirie

Ein weiteres Problem, das von Kritikern hervorgebracht wird, ist die fehlende empirische Beweisbarkeit Gottes. Dadurch wird die Existenz Gottes grundlegend in Frage gestellt. Wenn Gott also empirisch nicht beweisbar ist, heißt das, dass es ihn nicht geben kann? Um das zu beantworten, lohnt es sich, einen Blick auf die Vorgehensweisen und Annahmen der Naturwissenschaften zu werfen.

Die Empirie bezeichnet ein Wissenschaftsverständnis, das auf Erfahrungen und erfahrbaren Tatsachen beruht und welches ein maßgeblicher Bestandteil der naturwissenschaftlichen Forschung darstellt. Dabei liegt der Fokus auf sinnlich Erfahrbarem, das durch gezielte und systematische Beobachtung, Experimente oder Befragungen erforscht werden kann. Das empirisch Erfahr- und Erforschbare unterscheidet sich von Gotteserfahrungen dadurch, dass diese im wissenschaftlichen Sinne nicht objektivierbar und höchst subjektiv sind. Da Gott dem christlichen Gottesbild entsprechend außerdem sowohl übermenschlich als auch transzendent ist, entzieht er sich der empirischen Evidenz.

Zu der Annahme, dass Gott im Rückkehrschluss nicht existieren kann, kommt man nur dann, wenn man Wissenschaft mit Wirklichkeit gleichsetzt. Jedoch hängt der Erkenntnisgewinn der Naturwissenschaften über die Wirklichkeit sehr eng mit den jeweils gewählten Methoden zur Erforschung der Wirklichkeit zusammen. Demnach kann die empirische Forschung nur einen Ausschnitt, nicht aber die Gänze der Wirklichkeit erforschen.

⁴ Erich Zenger, „Theologische Grundlagen: Gottes Lebenshaus für alle“.

Oft stößt man in diesem Kontext auf die Parabel des Ichthyologen⁵, der auf Grundlage seines eigenen Fanges annimmt, alle Fische des Meeres müssten größer als 5cm sein. Seine gewählte Methode, ein Netz mit ebendieser Maschenweite, hat demnach die erforschbare Wirklichkeit des Ichthyologen eingeschränkt. Es lässt sich also durchaus darüber diskutieren, ob Gott nicht Teil unserer Wirklichkeit sein kann, ein Teil, der sich den Methoden der Naturwissenschaften lediglich entzieht, jedoch trotzdem existiert.

3. Glauben und wissen – Synonym oder Kontrast?

Kann ich an Gott glauben, wenn ich die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften ernstnehme? Mit Blick auf die Bibel halte ich das für absolut möglich, da sie keinen Anspruch auf historische und faktische Korrektheit erhebt. Doch wie sieht es im tatsächlichen, individuellen Gottesglauben aus? Um darauf einzugehen, möchte ich den Vorgang des „Wissenserwerbs“ explizit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zuordnen. Ich weiß, dass das Universum vor rund 14 Millionen Jahren durch den Urknall entstand. Dieser Umstand wurde mir empirisch nachgewiesen. Der Urknall ist damit nichts, woran ich glaube, vielmehr weiß ich von seiner Existenz.

Anders verhält es sich mit meinem Glauben an die Existenz eines meta-physischen Gottes. Ich weiß, im naturwissenschaftlichen Sinne nicht, ob Gott tatsächlich existiert, denn das kann mir niemand empirisch nachweisen. Vielmehr vertraue ich darauf. Und an genau diesem Punkt spaltet sich die Definition von „Glauben“ und „Wissen“. Für mich bedeutet „Glauben“ ein Vertrauen in Gott, das über seine bloße Existenz hinausgeht. Ein Vertrauen in seine Präsenz in meinem Leben, in seine Allmächtigkeit, Güte und Väterlichkeit.

Diese inhärent unterschiedliche Funktionalisierung von „glauben“ und „wissen“ macht meiner Meinung nach eine Koexistenz von Glauben und naturwissenschaftlichem Wissen möglich, nicht zuletzt, weil der Glaube an sich keinen Anspruch auf eine empirische Beweisbarkeit hegt. Tatsächlich handelt es sich um ein „Glaubenswissen“, welches im theologischen Diskurs immer wieder geprüft und in der Glaubenspraxis gelebt und erlebt wird.

4. Fazit: Symbiose statt Gegensatz

Oft fällt mir auf, dass andere Menschen, sowohl gläubige Christen als auch Atheisten, von Glauben und Naturwissenschaften auf eine Weise sprechen, welche impliziert, die genannten Aspekte müssten sich ausschließen. Selbst Richard Dawkins war der Meinung, Atheismus zeuge von einem gesunden Geist, und der Gottesglaube, im Umkehrschluss, lasse auf einen ungesunden Geist schließen. Dem möchte ich widersprechen. Ist es nicht vielmehr so, dass Gottesglaube und naturwissenschaftliches Wissen zwei separate, unabhängige Elemente unseres Geistes ansprechen? Und ist es nicht vielleicht sogar möglich, dass diese Elemente zuallermindest koexistieren, und sich im besten Fall sogar komplementieren können?

Expliziter spreche ich von einer Ambivalenz des Geistes. Naturwissenschaftliches Wissen, Fakten und Erkenntnisse brauche ich persönlich, um die Welt um mich herum auf einer grundlegenden Ebene zu verstehen.

⁵ Hans Peter Dürr, „Das Netz des Physikers“, 1988.

Sie liefern Antworten über die Komposition des Lebens, der Natur und des Menschen. Sie sprechen den rationalen, vernünftigen Teil meines Geistes an und stillen so meinen Wissensdurst. In ihrer Rolle sind die Naturwissenschaften sinnvoll und unverzichtbar, ermöglichen sie doch einen neutralen Konsens für unsere Gesellschaft und unsere Existenz.

Doch es gibt auch Fragen, auf die mir keine Mathematik, keine Quantenphysik und auch keine Evolutionsbiologie eine befriedigende Antwort liefern kann. Was bedeutet es, Mensch zu sein? Wieso existiere ich? Was passiert mit mir, wenn ich sterbe? Es sind Momente des Zweifels, der Suche nach Sinn, in denen der Glaube an Gott mir Kraft und Zuversicht geben kann. Ich denke, wir Menschen glauben an Gott aus demselben Grund, aus dem wir dichten, komponieren und philosophieren. Unser Geist dürstet nach mehr als harten Fakten und Realitäten. Wir Menschen sind auf der endlosen Suche nach Sinn, Moral und Gemeinschaft, und viele von uns finden diese Eigenschaften im Glauben an Gott. Ist dieser Glaube nun unmöglich, wenn ich zugleich die modernen Naturwissenschaften ernstnehmen möchte? Für mich ist diese Frage klar zu verneinen. Wer die Bibel als Glaubensschrift versteht, statt in ihr nach historisch akkuraten Beschreibungen von naturwissenschaftlichen Vorgängen zu suchen, der wird in keinen Konflikt mit den modernen Naturwissenschaften gelangen. Wer auf einen empirischen Nachweis Gottes verzichtet und auf seine Präsenz in eigenen Leben vertrauen kann, der vermag womöglich ganz neue Aspekte der Wirklichkeit zu entdecken. In meinem Leben wird religiöser Glaube wohl immer in Symbiose, in wechselseitiger Bereicherung zu naturwissenschaftlichem Wissen existieren, ein Umstand, der mir ganz persönlich große Ausgeglichenheit und Zufriedenheit zu schenken vermag.